



Chapter Title: „... auch wenn da jetzt nich' ihre Gene drinstecken.“ Zur Bedeutung biologischer und sozialer Elternschaft in polyamorer Familienplanung

Chapter Author(s): Gesa Mayer

Book Title: Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit

Book Editor(s): Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer, Mona Motakef and Elisabeth Holzleithner

Published by: Verlag Barbara Budrich

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/j.ctv15r56vn.4>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



This content is licensed under a Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License (CC BY-SA 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.



JSTOR

Verlag Barbara Budrich is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*

„... auch wenn da jetzt nich' ihre Gene drinstecken.“ Zur Bedeutung biologischer und sozialer Elternschaft in polyamorer Familienplanung

Zusammenfassung

Der Beitrag befasst sich mit subjektiven Bedeutungszuschreibungen an biologisches und/oder soziales Elternwerden. Die diskurs-theoretische Analyse qualitativer Interviews mit zwölf Menschen, die erwägen, in heterosexuellen polyamoren Partnerschaften Eltern bzw. Bezugspersonen für Kinder zu werden, arbeitet zwei Positionen heraus: Familienvisionen, die biologisch-genetische Reproduktion als essentiell für die Ausübung von Elternschaft ansehen, enthalten tendenziell zwei (primäre) Eltern. Interviewte, für die soziale Bindung und Verantwortung nicht in leiblicher Abstammung fußen müssen, sind offener für Familienmodelle mit mehr als zwei Elternteilen. Doch ringen auch diese mit gegenderten Konstrukten einer Überlegenheit biologischer Verwandtschaft, die in Spannung zu polyamoren Beziehungskonzepten stehen. In den Interviews aufscheinende Ansätze des kritischen Umgangs mit Normativität beinhalten das Vervielfältigen, Verneinen, Kontextualisieren und Resignifizieren von Elternschaft.

Schlüsselwörter

Biologische Eltern, Mononormativität, Konsensuelle Nichtmonogamie, Polyamore Elternschaft, Polyamore Familienplanung, Polyamorie, Soziale Eltern

Summary

“... even if they haven't put their genes in there.” On the meaning of biological and social parenthood in polyamorous family planning

This article deals with subjective meanings ascribed to becoming biological and/or social parents. The discourse-theoretical analysis of qualitative interviews with 12 people in polyamorous heterosexual relationships who are considering becoming parents or attachment figures for children indicates that there are two positions: Family visions that conceive of biological-genetic reproduction as essential to parenting tend to entail two (primary) parents. Interview partners who do not think of social bonds and responsibility as necessarily grounded in biological origin are more open to family models with more than two parents. However, they, too, struggle with gendered constructs of a supremacy of biological kinship that are in tension with polyamorous relationship concepts. Critical approaches that are addressed in the interviews to dealing with normativity include multiplying, negating, contextualizing and resignifying parenthood.

Keywords

biological kinship, mononormativity, consensual non-monogamy, polyamorous parenting, polyamorous family planning, polyamory, social kinship

1 Einleitung

„Für uns ist Familie dort, wo Menschen füreinander Verantwortung übernehmen – von der Ehe zwischen Mann und Frau über alleinerziehende Mütter und Väter, Patchworkfamilien bis zum gleichgeschlechtlichen Paar“ (SPD 2017: 8). Drei Punkte aus dieser Positionsbestimmung zur Bundestagswahl, ähnlich auch von anderen Parteien vorge-

tragen, sind im Hinblick auf das Thema des Beitrags bedeutsam. Erstens wird Familie hier nicht notwendig an Blutsverwandtschaft geknüpft. Auch der rechtliche Status der Elternbeziehung und des Eltern-Kind-Verhältnisses scheinen nicht ausschlaggebend, ebenso wenig wie Intergenerationalität. Zum entscheidenden Kriterium wird vielmehr gelebte Verantwortlichkeit erklärt – und Familie damit als soziale Praxis definiert. Zweitens positioniert sich dieser Familienbegriff in einem Diskurs der Vielfalt: Elternschaft und Familiengründung sollen kein Privileg des heterosexuellen Ehepaars mehr sein, sondern auch unkonventionelleren Lebensformen offenstehen. Drittens zeugt die Aufzählung aber auch von den diskursiven Grenzen des Pluralismus: Familien, in denen mehr als zwei Erwachsene miteinander Liebes- und/oder sexuelle Beziehungen leben und (gemeinsam) Kinder erziehen, kommen nicht vor. Polyamore Elternschaft bleibt – selbst dort, wo für und mit Diversity geworben wird – bislang weitgehend unsichtbar.

Der vorliegende Beitrag unternimmt einen Schritt zur Erkundung der gesellschaftlich offenbar noch schwer vorstellbaren Kombination von Polyamorie und Familie(ngründung).¹ Er untersucht anhand qualitativer Interviews, welche Überlegungen, welche subjektivierenden Macht- und Wissensformen bei Kinderwünschen jenseits der monogamen Zweierbeziehung zum Tragen kommen. Nachdem ich in Kapitel 2 den Forschungsstand und in Kapitel 3 mein methodisches Vorgehen bespreche, stelle ich in Kapitel 4 die Beziehungskonstellationen der Interviewten vor und zeige, wie Annahmen über die Relevanz biologisch-genetischer und/oder sozialer Verbundenheit nicht nur die Vorstellungen davon beeinflussen, wie Familie aussehen kann, sondern auch bereits die aktuellen Verhältnisse der Erwachsenen. In Kapitel 5 werden vier Ansätze vorgestellt, um die Konstruktion eines bevorzugten, exklusiven Status biologischer Elternschaft zu destabilisieren. Über die Kapitel hinweg wird deutlich, dass auch polyamores Elternwerden nicht jenseits gesellschaftlicher Geschlechterkonstrukte und -verhältnisse zu betrachten ist. Im Fazit verorte ich die Wichtigkeit, die Blutsverwandtschaft in vielen Interviews zugeschrieben wird, theoretisch im „Allianzdispositiv“ (Foucault 1983) und plädiere dafür, mononormative² Subjektivierung auch bei der Erforschung subjektiver Elternschafts-Entscheidungen stets in ihrer sozio-diskursiven Verankerung zu analysieren.

2 Forschung zu ‚neuen‘ und polyamoren Formen der Elternschaft

Für die vergangenen 50 Jahre konstatiert die deutschsprachige Familiensoziologie eine „zunehmende Pluralisierung der Lebensformen im Sinne einer Zunahme des Anteils von Alleinlebenden, nichtehelichen Lebensgemeinschaften, Ein-Eltern-Familien und anderen nichtkonventionellen Lebensformen“ (Peuckert 2019: 11) sowie, damit verbunden, eine partielle Entkopplung verbindlicher Fürsorge- und Erziehungsaufgaben

1 Für wichtige Anregungen und Diskussionen danke ich Joseph Arel, Simon Brinkrolf, Laura Glauser, Theresa Manderscheid, Michael Raab und Cornelia Schadler sowie den Herausgeber*innen.

2 Als mononormativ bezeichnet werden „Wissensproduktionen, Machttechnologien und Praktiken, die eine exklusiv dyadische Struktur von Paarbeziehungen als elementare und ‚natürliche‘ Form des Zusammenlebens produzieren“ (Pieper/Bauer 2014: 1). Vgl. auch Mayer (2011).

vom Kriterium biologischer Verwandtschaft. In vielen heute gelebten Formen der Familialität sind soziale, biologische und rechtliche Elternschaft, anders als im Ideal der bürgerlichen, hetero- und mononormativen Kernfamilie vorgesehen, nicht (dauerhaft) deckungsgleich:

„Während die biologische Elternschaft an Eizelle, Samen und gegebenenfalls an den Zeugungs- und Geburtsvorgang geknüpft ist, beschreibt die soziale Elternschaft nicht mehr und nicht weniger als die Übernahme praktischer Verantwortung für Kinder im Prozess des Aufwachsens, teilweise ohne rechtliche Anerkennung (einschließlich der damit verknüpften Rechte und Pflichten), teilweise ohne leibliche oder genetische Abstammung.“ (Jurczyk 2017: 5)

Gegen eine allzu simple Pluralisierungsthese allerdings spricht, dass erstens die vielbeschworene Ausdifferenzierung der Lebensformen sowie deren wissenschaftliche Begutachtung stets auch mit Prozessen der Normierung und/oder Normalisierung einhergehen (Hartmann 2009; Nay 2017). Und dass zweitens die bürgerliche Kleinfamilie, die für viele sozialwissenschaftliche Betrachtungen noch immer den normativen Nullpunkt des konstatierten Pluralisierungsprozesses abgibt (kritisch dazu: Peter 2012), historisch stets umkämpft war und nicht immer jene biomächtige Hegemonie besaß, die ihr insbesondere in den 1950er- und 1960er-Jahren zukam. So stellen etwa Walper und Lux heraus, dass Fürsorgen für nichtleibliche Kinder keineswegs eine Innovation sei; historisch neu sei vielmehr das heute stärker verbreitete

„Nebeneinander statt Nacheinander von leiblichen und sozialen Eltern. Anders als in der Vergangenheit treten heute soziale Eltern seltener an die Stelle eines verstorbenen oder fehlenden leiblichen Elternteils, sondern neben den leiblichen Elternteil, der gleichfalls mehr oder minder intensiv in das Leben der Kinder eingebunden sein kann.“ (Walper/Lux 2017: 11)

Während monogame Patchworkfamilien, Regenbogenfamilien und Formen freundschaftlicher Co-Elternschaft³ ohne gemeinsame Liebesbeziehung vermehrt wissenschaftliche und mediale Beachtung finden, sind Familien konsensuell nichtmonogam Lebender im deutschsprachigen Raum bislang wenig erforscht. Unter polyamorer bzw. einvernehmlich nichtmonogamer Elternschaft verstehe ich Konzepte, Konstellationen und/oder Praktiken Erwachsener, die mit Wissen und Einverständnis der Partner*innen (zeitweise) mit mehr als einer Person zugleich Liebes- und/oder sexuelle Beziehungen unterhalten (oder dafür offen sind und/oder ihren Partner*innen dies zugestehen) und die Kinder haben und/oder für diese verbindlich Verantwortung übernehmen. Elisabeth Sheff (2016) unterscheidet zwischen dyadisch strukturierter Elternschaft von zwei Elternteilen, die nichtmonogam leben und deren weitere Partner*innen keine erziehungsrelevanten Bezugspersonen für die Kinder sind, und polyamoren Konstellationen, in denen mehr als zwei Personen verbindlich als Eltern agieren. Cornelia Schadler (2019) arbeitet anhand ihrer qualitativen Studie drei Typen heraus: die *simulierte Zweielternschaft*, das *Co-Elternschaftsmodell* und das *egalitäre Elternschaftsmodell*. Wie die von Sheff beschriebene dyadische Form kreist simulierte Zweielternschaft um ein Kern-Elternpaar, das zwar offene oder polyamore Beziehungen führt, deren weitere

3 Zu Co-Elternschaft vgl. den Beitrag „Displaying Co-Elternschaft – normative Darstellungs- und Orientierungsmuster und ihre Überschreitung“ von Desirée Bender und Sandra Eck (2020, in diesem Band).

Partner*innen aber nicht in (engerem) Kontakt zu den Kindern stehen. Bei Co-Elternschaft verteilt sich die Verantwortung für die Kinder ungleichmäßig auf mindestens drei Erwachsene. Egalitäre Elternschaft hingegen bindet (dem Anspruch nach) mehr als zwei Elternteile annähernd gleichberechtigt und -intensiv in die Betreuung und Erziehung gemeinsamer Kinder ein.

Als zwei Hauptprobleme, mit denen Polyfamilien gesellschaftlich konfrontiert seien, gelten soziale Stigmatisierung und rechtliche Diskriminierung. Nichtmonogamie, in einer mononormativen Gesellschaft ohnehin als mangelbehaftete Lebensweise gescholten (Mayer 2014a, 2014b), sei bei Eltern, so lautet ein gängiges Vorurteil, schädlich für das Kindeswohl: „Non-monogamy [...] is largely depicted as an ‘immature’, ‘irresponsible’ and ‘selfish’ context to raise children – one in which children will suffer, leading to psychological harm“ (Riggs 2010: 194; vgl. Emens 2004; Sheff 2016). Dagegen heben Studienergebnisse eine besondere emotionale Nähe und kommunikative Offenheit in Familien mit polyamoren Eltern hervor sowie daraus resultierende „emotional, social and mental health positives“ (Pallotta-Chiarolli 2010: 182; vgl. Sheff 2010, 2015) auch für die Kinder. Zusätzlich können solche Netzwerke von der Aufteilung von Ressourcen und Verantwortlichkeiten profitieren. Ein Mehr an Bezugs- und Betreuungsoptionen wird als gewinnbringend für die Kinder und entlastend für die Erwachsenen beschrieben. Allerdings werde, so Michael Raab (2019), das in Polykonstellationen verbreitete Ideal gendergerecht geteilter Care-Tätigkeiten im Alltag selten so umgesetzt – zulasten von Frauen*. Zudem weist Raab (2020, in diesem Band) darauf hin, dass die Rechtslage kollektive Mehrelternschaften weit stärker diskriminiert als nichtmonogame Menschen, die Elternschaft paarweise ausüben.

3 Methode

Der vorliegende Beitrag beruht auf Einzelinterviews mit zwölf Personen in konsensuell nichtmonogamen Beziehungen, die bisher noch keine Kinder haben und/oder erziehen, sich aber mit diesen Möglichkeiten auseinandersetzen. In narrativen Interviews, die für mein Dissertationsprojekt zu Subjektivierungen einvernehmlich nichtmonogamer Menschen entstanden, brachten neun Personen das Thema Elternwerden als ein für sie bedeutsames ein. Darauf habe ich drei zusätzliche, teilnarrative Interviews unter dem thematischen Fokus Polyamorie und Kinderwunsch erhoben, um gezielter auf Pläne und Erwartungen zu Familiengründung und Elternschaft einzugehen. Alle Interviews wurden mittels des Kodiervorgangs der Grounded-Theory-Methodologie (Strauss/Corbin 1996) aus einer diskurstheoretischen Perspektive ausgewertet (König 2014). Diskurse betrachte ich im Anschluss an Michel Foucault als Regelsysteme machtdurchwirkter Wissensproduktion. Sie adressieren Subjekte fortwährend mit bestimmten „Anrufungen“ (Althusser 1977) – etwa dazu, wer, wie, was Eltern und Familien sind oder sein sollten –, welche performativ und nicht determinierend in Subjektivierungsprozesse einfließen. Demnach kann eine Analyse der Diskursfragmente, auf welche die Befragten bei der kommunikativen Konstruktion ihrer Vorstellungen von Elternschaft rekurrieren, Aufschlüsse über den Rahmen des gesellschaftlich Zulässigen und Erwünschten geben, innerhalb dessen die Subjekte positioniert und an dessen Gestaltung sie beteiligt sind.

Der Fokus liegt mithin nicht allein auf der unterwerfenden, platanweisenden Kraft des Diskurses; aus den Interviews herauslesbare Ansätze für Mikropolitiken werden als Spuren eines produktiven Begehrens gelesen, von tradierten, normativen Elternschaftskonzepten „nicht dermaßen regiert zu werden“ (Foucault 1992: 12).

Mein Forschungsinteresse für Konstruktionen von Elternschaft im Spannungsfeld von (Selbst-)Normierung, (Selbst-)Normalisierung und der Subversion kleinfamilialer Idylle/Enge beruht auf der Überzeugung, dass auch diese Ebene des ‚Privaten‘ zutiefst politisch ist – etwa hinsichtlich gegenderter Anrufungen zu Eltern- und Schwangerschaft, der Verteilung von Reproduktionsarbeit oder der rechtlichen Normierung von Sorgebefugnissen. Im Sinne des Gütekriteriums der reflektierten Subjektivität (Steinke 1999) bemühe ich mich, meine Situiertheit als mono- und heteronormativitätskritische Frau*, deren Kinder in sozialer, biologischer und rechtlicher Hinsicht bisher nur zwei Eltern, aber einige weitere wichtige Bezugspersonen haben, im Forschungsprozess zu reflektieren und transparent zu machen.

4 Familienentwürfe und die Relevanz biologischer und sozialer Elternschaft

Die Polybeziehungen und in Planung begriffenen Familien der Interviewten⁴ konstellieren sich wie folgt:

- (a) Sina ist mit Torsten und Felix liiert. Beide Partner sind als annähernd gleichberechtigte Väter eines künftigen gemeinsamen Kindes eingeplant, wobei Sina sich und Torsten als biologisch-soziale Eltern und Felix als sozialen Elternteil sieht.
- (b) Florian ist Rebeccas Primärpartner, mit Ben führt sie eine etwas geringer gewichtete Zweitbeziehung. Während Florian und Rebecca gemeinsam biologische und soziale Eltern werden möchten, ist Ben die Rolle einer sozialen Co-Bezugsperson zugeordnet. Eventuell soll er zusätzlich auch ein biologischer Vater werden.
- (c) Alisa lebt mit Tim und Jonas, wobei alle noch weitere Partner*innen haben. Niemand der drei möchte biologische Eltern werden, alle aber womöglich soziale Bezugspersonen für Kinder ihrer anderen Partner*innen bzw. Metamours, d. h. Partner*innen der Partner*innen.
- (d) David ist in Beziehungen mit Ella und einer weiteren (nicht interviewten) Frau. Er würde gerne in einer großen Familie mit vielen Eltern und Kindern leben, während Ella und auch die andere Partnerin derzeit keine Kinder wollen.
- (e) Marcel hat zwei (nicht interviewte) Freundinnen und möchte leiblicher Vater werden. Neben ihm und der biologisch-sozialen Mutter könnte das Kind noch weitere,

4 Die Teilnehmenden (Namen sämtlich pseudonymisiert) leben in deutschen Großstädten und sind zwischen Mitte 20 und Ende 30 Jahre alt. Sie verfügen durchweg über einen hohen Bildungsstand und eher geringes ökonomisches Kapital. Obwohl einige von nichtheterosexuellen Erfahrungen berichten und/oder sich als heteroflexibel, bi- oder pansexuell definieren, sind die thematisierten Kinderplanungen – bis auf bei Alisa – innerhalb heterosexueller Beziehungen lokalisiert. Eine mögliche Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer bzw. nicht an heterosexuellen Geschlechtsverkehr gebundener Verfahren wird in keinem der Interviews angesprochen, Adoptionen oder Pflegschaften nur als Nichtoptionen.

nachrangige Bezugspersonen aus dem siebenköpfigen Polynetz haben. Seine beiden Partnerinnen haben jedoch kein Interesse an biologischer Mutterschaft.

Die Äußerungen der Interviewten lassen sich in zwei Standpunkte teilen: Während die einen biologisch-genetische Verwandtschaft als zentrales Kriterium von Elternschaft anführen (Kap. 4.1), gilt anderen die soziale Verbindung mit den Kindern (und Partner*innen und Metamours) als entscheidend(er) (Kap. 4.2). Allerdings sind teils auch in der zweiten Gruppe Anrufungen wirksam, die biologischer Reproduktion einen hohen Stellenwert zuschreiben, was in Konflikt zum vertretenen Beziehungs- und Familienideal geraten kann (Kap. 4.3).

4.1 Affirmationen des Biologischen

Marcel, Teil eines sieben Personen zählenden „Polykül[s]“ (Marcel), innerhalb dessen er mit Carolin und Sibel liiert ist, setzt biologische Zeugung als Konstitutiv von Elternschaft voraus. Mit Elternwerden assoziiert er primär den physischen Akt geschlechtlicher heterosexueller Fortpflanzung, genauer: seinen Beitrag dazu.

„Meine Vorstellung von Elternschaft ist eben, ja, auf dem biologischen Weg Kinder zu haben. Alles andere is’ in meiner Vorstellung so’n bisschen nach/ nachgeordnet. Weil ich schon das Gefühl habe, Zeugung is’ auch was sehr, sehr Körperliches, ich merk auch mein Kinderwunsch is’ auch nich’ so, dass ich mir vorstelle, okay, und jetzt imaginier ich irgendwie meine Familie in 10 Jahren und so und so sieht die aus, also so’n Bild im Kopf, sondern ich merk das wirklich ((reibt seinen Oberarm)) hier im Körper. So, und hat mich damals auch überrascht, als mir das damals das erste Mal so klar geworden is’, da war das auch so’n ganz klarer Körperimpuls. So ‚Oah, ich will.‘“ (Marcel)

Marcel’s Kinderwunsch hängt zunächst an der physischen Produktion leiblicher Nachkommen und weniger an Ideen zur späteren Ausgestaltung des Familienlebens. Bereits fest steht aber, dass die Rolle der sozialen Eltern exklusiv jenen vorbehalten sein soll, von denen das Kind auch biologisch-genetisch abstammt. Vertraute inner- und außerhalb des Polyküls könnten zu seinen Kindern zwar eine „Fürsorgebeziehung“ (Marcel) unterhalten, jedoch – etwa was Mitspracherecht in Fragen der Kindererziehung angeht – nie den Status gleichgestellter Eltern einnehmen:

„Meine Denke is’ schon eher in Richtung, dass Eltern ’ne sehr zentrale Rolle spielen, also auch was so Entscheidungen, Entscheidungsfindung anbelangt, also ich würde jetzt nicht meinen Meta irgendwas über mein Kind entscheiden lassen. Ja, das is’ noch relativ nah am klassischen Elternbild.“ (Marcel)⁵

So sähe er sich Kindern gegenüber, die nicht biologisch mit ihm verwandt sind, nur begrenzt in der Verantwortung, sich etwa in „Lebenskrisen“ oder „wenn das dritte Mal die Polizei anruft“ (Marcel) ihrer anzunehmen:

5 Insofern ist er, mindestens für seine persönliche Situation, mit der rechtlichen Beschränkung elterlicher Sorge auf zwei Erwachsene einverstanden: „Also wenn’s irgend’ne Situation gibt, wo ich das Gefühl habe, okay, da müssen sie jetzt auch nicht noch mitreden, dann sind die [Co-Bezugspersonen; G. M.] da auch draußen. Das is’ ja auch dann rechtlich relativ klar dann auch geregelt, wer was entscheidet. Da find ich den aktuellen Rechtsrahmen auch eigentlich ganz in Ordnung, soweit ich ihn jetzt überblicke.“ (Marcel)

„Ich glaube der große Unterschied wäre so’ne Verantwortlichkeit, [...] also schneller zu sagen, da geht die Fürsorge auch über meine Ressourcen hinaus. Da kann ich jetzt auch einfach guten Gewissens sagen ‚Nö ((schnaub-lacht)), bis hier hin, und weiter fühl ich mich nich’ verantwortlich’, was man bei eigenen Kindern ja nich’ machen kann. [...] Die Verantwortung irgendwie, ja, die kann man nich’ irgendwo abgeben, die hat man.“ (Marcel)

Verbindliches Engagement ist für Marcel letztlich abhängig von Blutsverwandschaft ersten Grades. Modelle, die sich ausschließlich oder vor allem auf soziale (und rechtliche) Beziehungen stützen, sind unattraktiv und bestenfalls eine Notlösung: „alles, was in Richtung Adoption, Pflegeelternschaft geht und so weiter, das is’ irgendwie ... ((seufzt)) jao, wenn’s nicht anders geht“ (Marcel). Aus dem gleichen Grund ist ihm das Familienverständnis einer „Co-Parenting-Szene, die da so wächst“, eher suspekt: „die Leute gehen mir alle zu sehr in Richtung soziale Elternschaft, die blenden mir diesen biologischen Aspekt zu sehr aus“ (Marcel).

Ähnlich positioniert sich Florian, der eine Koppelung biologischer und sozialer Elternschaft ebenfalls für unverzichtbar hält. Zwar würde sich Ben um Rebeccas und Florians leibliches Kind „mit kümmern oder mit ’ne Bezugsperson sein“ und die genaue Aufteilung der Verantwortung sei noch auszuhandeln, doch Florian obläge die „primäre Vaterrolle“ (Rebecca). In der Tat ist für Florian Voraussetzung,

„dass das Kind mich dann als Vater sieht. Und nich’ dann ’n andern Mann oder andere Männer, mit denen das Kind dann in so’ner Konstellation dann möglicherweise auch öfter zu tun hat, wenn Rebecca sich dann mit denen trifft oder so.“ (Florian)

Sowohl Florian als auch Marcel verfolgen also ein stark hierarchisches, zur Zweielternschaft tendierendes Konzept, und zwar auf der Basis einer Privilegierung der Einheit biologisch-genetischer und sozialer Elternschaft. Dennoch lässt sich hier nicht von dyadischer Elternschaft nach Sheff (2016) oder simulierter Zweielternschaft (Schadler 2019) im strengen Sinne sprechen, da weitere Partner*innen und/oder Metamours nicht von der Kindererziehung isoliert sein sollen, sondern durchaus als verbindliche, wenn auch nachgeordnete Bezugspersonen vorgesehen sind.

4.2 Umkehr der Hierarchie von biologischer und sozialer Bindung

Eine gegensätzliche Position vertritt David, der mit Ella und einer weiteren Frau* zusammen ist. Zwar möchte auch David biologischer Vater werden, am liebsten aber in einer „Art Großfamilie“ mit Kindern und mehreren miteinander liierten und/oder befreundeten Erwachsenen zusammenleben, „wo sich halt alle um alle kümmern. Also alle um die Kinder kümmern und alle umeinander kümmern“ (David), ohne dass das Recht und die Kompetenz dazu nennenswert durch Blutsverwandschaft strukturiert sind:

„Für mich würde es keine große Rolle spielen, wer die biologischen Eltern der Kinder sind, es würde für mich eine größere Rolle spielen, wer sich halt wie mit den Kindern beschäftigen will oder kann, und bei wem sich die Kinder dann halt entsprechend wohlfühlen. [...] Warum müssen eigentlich die biologischen Eltern immer zwangsläufig die sein, die über alles entscheiden, was das Kind angeht, und die immer wissen, was das Beste für das Kind is’?“ (David)

Die Aufteilung der Sorge verspreche sowohl Vorteile für die Eltern (Entlastung, Freiraum, bewusster Umgang mit eigenen Ressourcen) als auch für die Kinder, die dann unter mehreren Bezugspersonen diejenigen wählen können, die zu bestimmten Zeiten bzw. für spezifische Bedürfnisse am besten für sie da sind. Trotz Sympathie für ein egalitäres Modell der Mehrelternschaft sei es nicht unbedingt sinnvoll, dass sich jederzeit alle gleichmäßig engagieren. Die Verantwortungsteilung soll dabei an persönliche Kapazitäten geknüpft und im größtmöglichen Wohlergehen der Kinder und Erwachsenen begründet sein, und gerade nicht in einer naturgegebenen, auf Abstammung basierenden Pflicht:

„Ich halte biologische Eltern nicht unbedingt für die besten Eltern oder besten Bezugspersonen für Kinder, genauso wie halt nicht alle, die halt biologische Eltern sind, sich halt unbedingt immer um Kinder kümmern wollen. Und im Grunde wäre das 'ne Win-win-Situation, wenn sich halt alle letztlich aussuchen könnten, was sie halt letztendlich wirklich wollen oder wie sie es wollen.“ (David)

Ob nun Bewohner*innen vorhandene „Kinder mitbringen“ oder ob sie in die Gemeinschaft hineingeboren werden – wichtig sei, dass sich die Kinder mit der Flexibilität biologieunabhängiger Elternschaft allzeit geborgen fühlen und verlässliche Bezugsmenschen haben, „die wirklich fest zur Familie gehören“ (David). Damit grenzt er den Entwurf seiner „eigene[n] Hippie-Kommune“ (David) implizit von historischen Versuchen einer Befreiung der Sexualität und radikalen Zerstörung der bürgerlichen Familienform ab, wie sie etwa von der Aktionsanalytischen Organisation (AAO) propagiert (vgl. Altenberg 2001) und von ehemaligen Mitgliedern, insbesondere von in der Kommune aufgewachsenen Kindern, als gewaltvoll und traumatisierend beschrieben wurden.⁶ David erteilt also Vorstellungen einer Unhintergebarkeit des Biologischen eine klare Absage und sieht stattdessen soziale Bindungen als entscheidend an – die ohne Weiteres zwischen mehr als zwei Eltern und Kind(ern) bestehen können. Er ist auch der Einzige, der hinsichtlich seines Familienentwurfs von sich aus (wenn auch nicht näher spezifizierten) Bedarf an polyfreundlicheren Reformen des Rechts anspricht.

4.3 Hartnäckigkeit der Anrufung

Dass der Anspruch, soziale Verantwortlichkeit nicht vom Blut abhängig zu machen, nicht von subjektivierenden Anrufungen befreit, nach denen leibliche Elternschaft ein engeres Band knüpfe als soziale, wird bei Sina, Felix und Torsten deutlich. Der Idee nach soll die Gründung ihrer „Familie [...] nich' nur zu zweit“ erfolgen, und alle drei möchten als Eltern im engeren Sinne auftreten, sodass es von vornherein „mehrere Elternteile gibt“ (Torsten). Für Felix bedeutet das, „wenn Torsten und Sina jetzt 'n Kind zusammen zeugen, dass es trotzdem auch mein Kind wäre von der Vorstellung her, von der Herangehensweise“ (Felix). Sina geht davon aus, dass beide Partner „zumindest vom Selbstanspruch her sich auch um 'n Kind kümmern würden, wenn sie jetzt nich' der biologische Vater sind“ (Sina), und sie traut „beiden voll zu, [...] dass sie tatsächlich ihre Verantwortung wahrnehmen und das cool finden würden, auch wenn da jetzt nich' ihre Gene drinstecken“ (Sina). Doch verdeutlicht gerade das Betonen der Absicht beider

6 Etwa im Dokumentarfilm *Meine keine Familie* (2012) von Jean-Julien Robert.

Männer*, verbindlich Verantwortung zu übernehmen, obwohl einer – im Gegensatz zum Metamour – *nicht* genetisch mit dem Kind verwandt sein wird, dass derlei als freiwillig begriffenes Commitment keineswegs als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann.

Mehr noch als im Hinblick auf die imaginierte Stabilität oder Innigkeit der Eltern-Kind-Beziehungen birgt die Frage, wer biologischer Vater wird, Konfliktpotenzial für das bestehende Beziehungsgleichgewicht. So befürchtet Sina, es könne

„natürlich problematisch werden [...], dass man irgendwie 'ne tiefe Beziehung zu zwei Menschen hat, und trotzdem nur mit dem einen jetzt Kinder bekommen möchte. Obwohl beide Menschen gerne 'ne Familie gründen möchten.“ (Sina)

Tatsächlich kann Sina sich „primär mit Torsten vorstelle[n] [...] ein Kind zu haben“ (Sina), womit sie sich auf biologische Elternschaft bezieht. Dies aber würde aus Felix' Sicht eine neue Exklusivität der Beziehung Sinas und Torstens installieren:

„Und klar, Sina kann nich' mit uns beiden zusammen gleichzeitig 'n Kind kriegen. [...] [W]enn die beiden zusammen 'n Kind kriegen, das is' was, was ich nich' gleichzeitig mit/ also im biologischen Sinne mit Sina teilen könnte.“ (Felix)

Obwohl Sina versichert, ihre Wahl habe nichts „mit der Tiefe meiner Gefühle oder der Qualität meiner Beziehungen zu tun“ (Sina), ist es genau diese Entscheidung, durch die die für Felix sehr wichtige Gewissheit, dass er und Torsten „beide gleich wichtig sind, immer so'n bisschen droht infrage gestellt zu werden“ (Felix). Damit werden längst überwunden geglaubte mononormative Mangelkonstruktionen (Mayer 2014a, 2014b) wieder virulent:

„Solche Geschichten wie Sina würde vielleicht lieber 'n Kind mit Torsten kriegen als mit mir oder sowas, das sind Sachen, wo schon dann ab und an so'n bisschen Eifersucht noch durchkommt bei mir, weil es einfach was is', was sozusagen noch auf 'ne ganz andere Art und Weise exklusiv is'.“ (Felix)

Zwar weiß Felix rational: „Sina empfindet für Torsten Zuneigung und für mich, und das is' irgendwie keine knappe Ressource“, doch gerät diese Sicherheit just dann ins Wanken, „wenn'n Kind ins Spiel kommt“ (Felix). Denn unwillkürlich habe er „manchmal halt schon dieses Bild im Kopf, nä, mit dieser Kernfamilie, [...] ich kann diese ... achtundzwanzig Jahre Sozialisation nich' einfach abschütteln“ – und Elternwerden „is' halt 'n Faktor, der einfach weiterhin mit Bedeutung aufgeladen is' so, gesellschaftlich und auch 'n stückweit irgendwie für mich“ (Felix). Trotz aller Reflektiertheit scheint es schwer, sich affektiv der Anrufung zu entziehen, eine dyadische Formation als Eltern- und Liebespaar sei folgerichtiges oder gar natürliches Resultat biologisch-genetischer Vereinigung, eine sozial bestimmte Bindung dagegen defizitär.⁷ So fragt sich auch Rebecca, ob Ben nicht trotz des feststehenden Primär- und Sekundärkonzepts

„vielleicht doch eifersüchtig wäre, [...] wenn er dann sieht, wie Florian und ich irgendwie ‚Yeay, jetzt bin ich schwanger, wir kriegen ein Kind‘, ob das dann für Ben nich' doch noch mal super schwierig is',

7 Zur Persistenz von Blutsverwandschaft als Norm selbst in diskursiven Konstruktionen von *voluntary kinship* vgl. auch Braithwaite et al.: „The traditional family of blood and law was the discursive prism through which our participants made sense of their voluntary kin relationships, reminding speaker and listener of the centrality of that discourse“ (Braithwaite et al. 2010: 403f.).

weil das ja dann vermutlich die beiden, die zusammen das Kind kriegen, auch noch mal ganz anders neu zusammenschweißt. Ob dann der Dritte vielleicht doch 'n bisschen außen vor wäre.“ (Rebecca)

Offenbar kann die Frage biologischer Elternschaft in polyamoren Konstellationen eine besondere Konfliktträchtigkeit enthalten, da sie geeignet ist – bereits im Stadium des Kinderwunsches oder der Schwangerschaft und gegen die Intentionen der Beteiligten – Empfindungen und Praxen des Ausschlusses, Hierarchisierens oder Konkurrierens zu forcieren, die dem eigenen Anspruch und Selbstbild entgegenstehen. Dabei tragen, zumindest hier, die Frauen* eine doppelte Verantwortung: Zum einen müssen sie die richtige Wahl des ‚Bio-Vaters‘ treffen und dem ‚nur‘ sozialen Papa in spe durch affektive Arbeit vermitteln, dass er trotzdem wichtig und geliebt ist. Zum anderen erscheint bei den designierten Müttern das Kümern um die Kinder eben nicht als Verhandlungssache, sondern als Selbstverständlichkeit.

5 Dezentrierungen des Biologischen

Wie in den Interviews deutlich wird, behält ein mononormativer Glaube an die Macht der Blutsverwandtschaft bzw. Gene auch in Polybeziehungen einige Wirkmächtigkeit. Gleichwohl enthalten die Interviews auch Hinweise auf Mikropolitiken, die Zuschreibungen eines Primats leiblicher Reproduktion ein Stück weit unterlaufen können.

5.1 Vervielfältigung von Vaterschaft

Ein Ansatz, der die Relevanz der Biologie zwar nicht negiert, aber durch Vervielfältigung oder Veruneindeutigung polykompatibel zu machen sucht, findet sich bei Rebecca und Ben. Rebeccas Idealvorstellung wäre es, beide Partner als leibliche Väter ihrer Kinder zu gewinnen: „Und ich hab auch mit beiden schon drüber geredet, [...] in 'ner optimalen Konstellation [...] hätt' ich tatsächlich auch am liebsten mit beiden Kinder. Also gerne eins mit dem einen und eins mit dem anderen oder so“ (Rebecca). Somit wäre die Einmaligkeit biologischer Elternschaft – und die wohl damit einhergehende Verschärfung der Hierarchie zwischen Florian und Ben – mit dem zweiten Kind wieder aufgehoben. Falls Rebecca „von mehreren Männern Kinder bekommt“, möchte Florian allerdings vorab klären, „wie das dann läuft, wer dann quasi die Vaterrolle dann übernehmen soll“ (Florian). Da für ihn soziale und biologische Vaterschaft in eins fallen sollten, dürfte er sich auch wenig für die von Ben erläuterte Idee erwärmen, die Frage biologischer Verwandtschaft offen zu lassen:

„Wir haben uns da auch schon mal drüber unterhalten, [...] ob wir dann einfach aufhören würden zu verhüten und dann würde man irgendwie gucken, ähm vielleicht wird Rebecca dann schwanger und dann die Frage, macht man dann überhaupt 'n Vaterschaftstest oder sorgt man dann irgendwie zu dritt für dieses Kind?“ (Ben)

Wäre nicht zweifelsfrei bekannt, so die Logik, ob Florian oder Ben an der biologischen Zeugung beteiligt waren, sollte auch die soziale Vaterschaft von beiden ausgeübt werden. Die geplante Zweielternschaft könnte dann in ein egalitäre(re)s Mehrelternmodell umgewandelt werden. Dabei wäre die Annahme physischer Verwandtschaft als Basis

der Übernahme sozialer Fürsorge zwar nicht gänzlich ausgehebelt und Blut/Gene blieben als organisierendes Grundprinzip intakt. Gleichzeitig aber könnte die hierarchisch-binäre Konzeption – entweder privilegierte An- oder defizitäre Abwesenheit biologisch-genetischer Verbundenheit – qua Unentscheidbarkeit in der Praxis unterwandert und biologische Elternschaft als Logos dezentriert werden, zumindest ‚Bio-Vaterschaft‘. Dies wiederum berge aber die Gefahr, so Raab (2020, in diesem Band), leibliche Mutterschaft umso stärker aufzuladen und noch mehr Care-Arbeit an Frauen* zu delegieren.

5.2 Biologische Mutterschaft? Nein danke!

Dass auch das Ablehnen bzw. Delegieren biologischen Elternwerdens bedingt subversiv sein können, legt das Beispiel von Marcells bisher erfolgloser Suche nach einer Mutter für ‚seine‘ Kinder nahe. Als Kriterien führt er weder romantische Erwägungen zur Qualität der jeweiligen Liebesbeziehung noch biopolitische Zuschreibungen à la „die besten Gene“ (David) an, wie sie etwa David in einer früheren Beziehung begegneten.⁸ Stattdessen ging Marcel pragmatisch vor: Zuerst fragte er Carolin, und, als diese ablehnte, Sibel – allerdings ebenfalls vergeblich. Gerade weil biologische Mutterschaft samt der gesellschaftlich daran geknüpften Verpflichtungen weder für Carolin noch für Sibel attraktiv ist, erschien es offenbar beiden eher entlastend denn bedrohlich, würde die jeweilige Metamour diese Bürde auf sich nehmen. So verneinte Carolin Marcells Anfrage mit der Empfehlung: „Ja, aber pfff, guck doch, wenn das mit Sibel passt irgendwie, is’ auch ... stimmig“, während Sibel ihm entgegnete: „Ja, versuch doch/ mach doch mit Carolin. Äh find ich gut, bin ich dabei, aber mit mir irgendwie äh ähm nein“ (Marcel). Ähnlich wie bei Alisa, Tim und Jonas, die alle ebenfalls keine biologischen Eltern, eventuell aber Co-Bezugspersonen für Kinder ihrer weiteren Partner*innen oder Metamours werden wollen, wird die Konstruktion einer herausragenden Bedeutung biologischer Verwandtschaft für das Eltern-Kind-Verhältnis zwar nicht ausgeräumt. Allerdings werden leiblicher Nachwuchs und die damit assoziierte Fürsorgeverpflichtung nicht als Privileg, sondern als Belastung und Einschränkung gesehen, denen freiwillige soziale Verantwortung oder ein kinderfreies (Beziehungs-)Leben klar vorzuziehen sind. So wird auch hier die Hegemonie des Biologischen von innen heraus destabilisiert.

5.3 (Beziehungs-)Biografische und gesellschaftliche Kontextualisierung

Dass das Favorisieren eines bestimmten Elternschaftsmodells weder zeitlos noch eine rein private Angelegenheit ist, wird am Beispiel Ellas deutlich. Aus einer früheren Polybeziehung heraus war eine hierarchische Co-Elternschaft mit Ella als biologischer Mutter und sozial Hauptverantwortlicher geplant. Für ihr zukünftiges leibliches Kind wollte Ella „selber die Entscheidungen treffen können, über wie das Kind von mir er-

8 Davids ehemalige Freundin Nicole wollte auch deshalb keine biologischen Kinder, weil sie in ihrer Herkunftsfamilie zu viele Erbkrankheiten wähte. Der gemeinsame, aber letztlich nicht umgesetzte Plan, David könne Nicole zur „Zweitmama“ machen, indem er mit einer anderen Frau ein Kind zeuge, sei für Nicole daher die ersehnte „Chance gewesen, Kinder zu haben ohne ihre Gene weiterzugeben“ (David). Derlei Rekurse auf biopolitische, eugenische Anrufungen finden sich aber in Davids (heutigen) eigenen Positionen und in den übrigen Interviews nicht wieder.

zogen wird oder/ ohne dass das so eine Gruppenentscheidung wird“, und sich umgekehrt „nicht unbedingt um die Kinder von andern kümmern“ (Ella). Gleichwohl sei aus heutiger Sicht durchaus zu „hinterfragen, ob das so sein muss“, entsprang doch der damalige Familienentwurf einer „schlechten Beziehungssituation“ (Ella) mit ihrem Freund und ihrer Metamour, der designierten Co-Bezugsperson des Kindes. In einer besser funktionierenden, freundschaftlicheren Konstellation hingegen, so glaubt Ella heute, „könnte man viel offener sein, zusammen ein Kind großziehen“ (Ella). Sie de-essentialisiert damalige Annahmen einer Vormacht biologischer Elternschaft, indem sie sie biografisch und als veränderbares Produkt der Beziehungspraxis einordnet.⁹ Außerdem entindividualisiert Ella die Entscheidung für oder gegen Kinder oder eine bestimmte Familienform, indem sie sie – als einzige*r Interviewte*r – explizit in Relation zu gesellschaftlicher Genderungleichheit setzt. So fürchtet Ella angesichts der sexistischen Verfasstheit des Arbeitsmarkts, Schwanger- und Mutterschaft wirkten sich negativ auf ihre Karrierechancen aus. Solche strukturellen Benachteiligungen von Frauen* können, so ihre m. E. zutreffende Einschätzung, auch durch eine breitere Verteilung der Reproduktions- und Sorgearbeit in einer Polykonstellation schwerlich ausgeglichen werden, weshalb Ella momentan kein Kind mehr bekommen bzw. erziehen will.

5.4 Resignifikation

Neben Wortschöpfungen wie „Metaeltern“ (Marcel) für elternähnliche Rollen von Metamours ringen die Interviewten um Aneignungen und Neubesetzungen von Begriffen, die im hegemonialen Alltagsverständnis (auch) auf biologische Verwandtschaft verweisen. Marcel etwa berichtet, seine Partnerinnen und Metamours hätten ihre Wunschrollen „eigentlich immer mit Tanten, Tantenschaft benannt“ oder ein „Konzept von Onkel“ (Marcel) vertreten. Dass Marcel selbst von derlei Begriffsübernahmen nicht allzu viel hält, da sie sprachlich die soziale Vormacht der zwei biologischen Eltern relativieren, unterstreicht nur das performative subversive Potenzial solcher Umnutzungen des Vokabulars der Familienangehörigkeit.¹⁰ Für David etwa ist es „vollkommen in Ordnung“, wenn Kinder zu einer Person, die sich in „einem Familienkonstrukt“ um sie kümmert und „nicht die biologische Mutter ist“, „Mama [...] sagen“ (David) – womit womöglich weit mehr Menschen zugleich als Mutter/Mama angesprochen (und angesehen) werden, als im mononormativen Deutungsrahmen vorgesehen. Insofern hofft er, dass er seine

„Kinder so weit erziehen kann, dass sie stark genug sind [...] für sich selbst herauszufinden, was denn jetzt eigentlich nun nötig ist, um jemanden Mutter zu nennen, oder auch nicht. Oder eben Vater oder Onkel oder Bruder oder Schwester.“ (David)

9 Wie mehrere Interviewte deutlich machen, hängt die Beziehungspraxis – und damit die mögliche Ausgestaltung von Elternschaft – auch an materiellen und politischen Rahmenbedingungen wie etwa dem Zugang zu geeignetem Wohnraum. Sogar Marcel signalisiert, ein „gemeinsamer Wohnort oder ein gemeinsamer Haushalt“ des Polyküls böte vermutlich deutlich mehr Spielraum für egalitäre Mehrelternschaft: „Dann würde man wahrscheinlich solche Dinge auch noch mal anders ausverhandeln“ (Marcel).

10 So entwirft auch Florian die möglicherweise „relativ innige Beziehung“ des Metamour zum Kind zunächst als einem „Onkel“ ähnlich, vergleicht sie dann aber doch lieber mit einem „Patenonkel [...], so bisschen abgestuft noch mal“ (Florian).

Familialität als Produkt gewählter, gelebter inniger Beziehungen kann demnach durchaus durch ‚alte‘ Signifikanten bezeichnet werden, denen so (zumindest intern) eine teilneue Bedeutung jenseits von Blut, Natur und DNA angeheftet wird.¹¹ Zwar könnte die Adaption jener konventionellen Bezeichnungen auch als Selbstnormalisierung gelesen werden, die alternative Lebensmodelle rhetorisch der traditionellen Familie angleicht und damit Widerständigkeit und Sichtbarkeit konterkariert. Doch fügt die Wiederholung im neuen Kontext einen Überschuss hinzu, der die Konzepte ausdehnt und für multiple, nicht biologisch oder rechtlich fundierte Inhalte öffnet.

6 Schluss: ein kleiner Schritt zur Polyelternschaft?

Wenn David schmunzelnd fragt: „Eigentlich müsste der Schritt von Scheidung und Stiefeltern und sowas zu polyamoren Familien und Eltern nur noch ’n kleiner sein, oder?“, so muss die Antwort darauf womöglich „Jain“ lauten. Tatsächlich deuten die heutige Vielfalt von Familienformen, die diskursive Aufwertung sozialer Verantwortungsübernahme sowie erste familiensoziologische Forderungen nach gesellschaftspolitischen und rechtlichen „Reformen, die den selbstverständlichen Vorrang biologischer Elternschaft relativieren“ (Jurczyk 2017: 9), auf eine potenzielle Inkludierbarkeit polyamorer (Co-)Elternschaft in den Bereich gesellschaftlicher Intelligibilität und Akzeptabilität hin. Dagegen steht allerdings die mono- und heteronormative Anrufung, ein nichtleibliches Verhältnis zum Kind sei defizitär und weniger stabil, die sich auch in einige der hier untersuchten heterosexuellen Partnerschaften einschreibt. Dort trägt bereits die Familienplanungsphase Spuren eines reformierten Allianzdispositivs (Foucault 1983), das soziale Beziehungen anhand von Abstammung und Blutsverwandtschaft zu strukturieren sucht – selbst wenn die Eltern in spe nicht anstreben zu heiraten und statt der Vererbung materieller Güter affektive Verbindlichkeiten auf dem Spiel stehen. Sogar für die Sorge um die Weitergabe der Gene scheint statt originär biopolitischer Erwägungen (etwa zur Gesundheit des Erbguts) eher die Annahme relevant, körperliche Verwandtschaft mit dem Kind produziere und reguliere zugleich soziale Nähe – auch zwischen den Erwachsenen.

In jedem Fall hat die Bedeutung, die der Biologie zugeschrieben wird, Einfluss auf das bevorzugte Familienmodell und auf Vorstellungen zur künftigen Verteilung von Erziehungs- und Fürsorgeaufgaben: Gilt biologisch-genetische Elternschaft als essentiell, sind für die Kinder tendenziell nur zwei primäre Elternteile vorgesehen. Dagegen zeigen sich Interviewte, für die Bindung und Verantwortungsübernahme nicht in leiblicher Abstammung fußen müssen, offener für Familienmodelle mit mehreren Eltern – wobei teils auch hier gegenderte Anrufungen einer Überlegenheit biologiebasierter Allianz in Kraft bleiben. Diese machen den Anspruch, ein „egalitäres Elternschaftsmodell“ (Schadler 2019) ohne Hierarchien und Konkurrenz der Erwachsenen zu verwirklichen, zu einer

11 Zu dieser Haltung trägt womöglich auch eine – nichtpolyamore – Jugenderfahrung Davids bei: „die Eltern von ’nem guten Freund [...] haben] irgendwann gesagt, nachdem ich so viel Zeit da verbracht hab, ‚Kannst uns auch gerne Mama und Papa nennen.‘“ – Was David dann auch gelegentlich tat, denn „man verbringt halt Zeit miteinander, man kümmert sich umeinander. Also warum sollte man den Begriff dann irgendwie unnötig eng fassen?“ (David)

echten Herausforderung. Auch gemessen an Modellen wie Co-Elternschaft oder simulierter Zweielternschaft (Schadler 2019) zeigen die betrachteten Konstellationen kein ganz eindeutiges Bild: So strebt keine*r der Interviewten – auch nicht jene mit biologistisch fundierter Privilegierung von zwei (Haupt-)Eltern – eine rigide Form dyadischer Elternschaft an, bei der die Kinder keinen oder kaum Kontakt zu den weiteren Beziehungspartner*innen der Erwachsenen hätten. Dies dürfte mit daran liegen, dass die Kinderwünsche aus bestehenden polyamoren Konstellationen heraus formuliert werden. Anders als in Paarbeziehungen, die erst nach der Geburt der Kinder geöffnet bzw. polyamor werden, sind in der „Poly-First-Generation“ (Marcel) die Partner*innen und Metamours von Anfang an gedanklich oder aktiv in die Familienplanungen einbezogen. Fraglich ist allerdings, ob sie später als Co-Eltern im engeren Sinne auftreten (dürfen) oder lediglich als ergänzende Betreuungspersonen.

Gerade vor dem Hintergrund der fortdauernden Subjektivierungsmacht mononormativer Familienkonstruktionen beeindruckt das Begehren der Interviewten, ihre Lebensweisen davon nicht vollständig bestimmen zu lassen. Was bei monogamer heterosexueller Kinderplanung oft stillschweigend reproduziert wird, nämlich die Norm einer ‚natürlichen‘ Einheit biologischer und sozialer Elternschaft, kann und muss hier von vornherein problematisiert, verhandelt und womöglich unterlaufen werden. Dass dabei die Bedeutung von Gender oft implizit bleibt, rechtliche Barrieren für Mehrelternschaft nur vereinzelt thematisiert und keine Besorgnisse darüber geäußert werden, als (werdende) Polyfamilie Stigmatisierungen ausgesetzt zu sein, kann einerseits als positives Signal gewertet werden. Vielleicht ist derlei Unbill – zumindest im Leben und Umfeld der Interviewten – weniger präsent, als anhand anderer Studien und der Gesetzeslage zu vermuten. Andererseits wäre zu prüfen, ob solche Formen institutionalisierter Mono- und Heteronormativität subjektiv noch immer zu vernachlässigen sind, wenn der Kinderwunsch tatsächlich realisiert wird. Auch wäre Forschung zur Aushandlung sozialer und biologischer Elternschaft in queereren Konstellationen als den hier untersuchten anzuschließen. Dabei gilt auch für weitere Studien: Ob Polyelternschaften – und bestimmte Modelle leichter oder schwerer – vorstell- und umsetzbar sind, ist nicht als bloße Frage freier persönlicher Entscheidung und individuellen (Un-)Vermögens, sich den Verheißungen/Verkrustungen der Kernfamilie zu entziehen, zu begreifen. Denn Subjektivierungsweisen, Denk- und Handlungsspielräume sind, auch wenn es um Elternschaft geht, nie losgelöst von den Diskursen ihrer Zeit sowie von deren Materialisierung und Transformation in sozialen und politischen Rahmenbedingungen und Kämpfen.

Literaturverzeichnis

- Altenberg, Theo (2001). *Das Paradies Experiment. Die Utopie der freien Sexualität. Kommune Friedrichshof 1973–1978*. Wien: Triton.
- Althusser, Louis (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg, Berlin: VSA.
- Bender, Désirée & Eck, Sandra (2020). Displaying Co-Elternschaft – normative Darstellungs- und Orientierungsmuster und ihre Überschreitung. In Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer, Mona Motakef & Elisabeth Holzleithner (Hrsg.), *Elternschaft und Familien*

- jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit (GENDER, Sonderheft 5, S. 44–59). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Braithwaite, Dawn O.; Wackernagel Bach, Betsy; Baxter, Leslie A.; DiVerniero, Rebecca; Hammonds, Joshua R.; Hosek, Angela M.; Willer, Erin K. & Wolf, Bianca M. (2010). Constructing family: A typology of voluntary kin. *Journal of Social and Personal Relationships*, 27(3), 388–407. <https://dx.doi.org/10.1177/0265407510361615>
- Emens, Elizabeth F. (2004). Monogamy's Law: Compulsory Monogamy and Polyamorous Existence. *New York University Review of Law and Social Change*, 29, 277– 376. <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.506242>
- Foucault, Michel (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992). *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.
- Hartmann, Jutta (2009). Familie weiter denken – Perspektiven vielfältiger Lebensweisen für eine diversity-orientierte Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. In Christof Beckmann, Hans-Uwe Otto, Martina Richter und Mark Schrödter (Hrsg.), *Neue Familialität als Herausforderung der Jugendhilfe* (Neue Praxis, Sonderheft 9, S. 38–47). Lahnstein: Verlag neue praxis GmbH.
- Jurczyk, Karin (2017). Elternschaftliches Neuland. [Mehr als Vater, Mutter, Kind.] *dji Impulse. Das Forschungsmagazin des Deutschen Jugendinstituts*, 4, 4–9.
- König, Tomke (2014). Diskurstheorie als Werkzeugkiste. Zur Analyse von geschlechtlichen Selbstverhältnissen. In Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf & Sylka Scholz (Hrsg.), *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen* (S. 161–174). Wiesbaden: Springer VS. https://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19654-1_11
- Mayer, Gesa (2011). What the fuck is Mono-Normativität? Bemerkungen zur Flexibilität der Norm, monogam zu leben. In Gruppe lilü – libertäre lüneburg (Hrsg.), *Reader beziehungsweise frei? Normen, Macht und Herrschaft in Beziehungen und Geschlechterverhältnissen* (S. 25–39). Zugriff am 06. Januar 2020 unter <http://lilue.blogspot.eu/files/2013/09/pdf.pdf>.
- Mayer, Gesa (2014a). Mangel-Erscheinungen. Die Monogamie-Norm und ihre Logik des Mangels. In Ilse Nagelschmidt, Britta Borrego & Uta Beyer (Hrsg.), *Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung II* (S. 171–197). Frankfurt/Main: Peter Lang. <https://doi.org/10.3726/978-3-653-02691-7>
- Mayer, Gesa (2014b). poly werden. Oder: Warum es dem Begehren an nichts mangelt. *Journal für Psychologie*, 22(1), 1–27. Zugriff am 06. Januar 2020 unter <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/322>.
- Nay, Iv E. (2017). *Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von ‚Regenbogenfamilien‘*. Wien: Zaglossus.
- Pallotta-Chiarolli, Maria (2010). ‘To Pass, Border or Pollute’: Polyfamilies Go to School. In Meg Barker & Darren Langdridge (Hrsg.), *Understanding Non-Monogamies* (S. 182–187). New York, London: Routledge.
- Peter, Corinna (2012). Familie – worüber sprechen wir überhaupt? In Karin Böllert & Corinna Peter (Hrsg.), *Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit* (S. 17–32). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94282-7_1
- Peuckert, Rüdiger (2019). *Familienformen im sozialen Wandel* (9. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-25077-5>
- Pieper, Marianne & Bauer, Robin (2014). Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als transformative Kraft? *Journal für Psychologie*, 22(1), 1–35. Zugriff am 06. Januar 2020 unter <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/321>.
- Raab, Michael (2019). *Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress.

- Raab, Michael (2020). Elterliche Care-Arrangements in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. In Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer, Mona Motakef & Elisabeth Holzleithner (Hrsg.), *Elternschaft und Familien jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit* (GENDER, Sonderheft 5, S. 156–171). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Riggs, Damien W. (2010). Developing a 'Responsible' Foster Care Praxis: Poly as a Framework for examining Power and Propriety in Family Contexts. In Meg Barker & Darren Langdridge (Hrsg.), *Understanding Non-Monogamies* (S. 188–198). New York, London: Routledge.
- Schadler, Cornelia (2019). „Kinder brauchen viele Eltern.“ Elternschaftsmodelle in Mehrfachpartnerschaften. In Carolin Küpers & Eva Harasta (Hrsg.), *Familie von morgen. Neue Werte für die Familie(npolitik)* (S. 81–92). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Sheff, Elisabeth (2010). Strategies in Polyamorous Parenting. In Meg Barker & Darren Langdridge (Hrsg.), *Understanding Non-Monogamies* (S. 169–181). New York, London: Routledge.
- Sheff, Elisabeth (2015). *The Polyamorists Next Door: Inside Multiple-Partner Relationships and Families*. Lanham: Rowman & Littlefield
- Sheff, Elisabeth (2016). Polyamorous Parenting. In Abbie E. Goldberg (Hrsg.), *The SAGE Encyclopedia of LGBTQ Studies* (S. 864–867). Thousand Oaks: SAGE.
- SPD (2017). *Zeit für mehr Gerechtigkeit. Unser Regierungsprogramm für Deutschland*. Zugriff am 06. Januar 2020 unter https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Regierungsprogramm/SPD_Regierungsprogramm_BTW_2017_A5_RZ_WEB.pdf.
- Steinke, Ines (1999). *Kriterien qualitativer Forschung: Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim, München: Juventa.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Walper, Sabine & Lux, Ulrike (2017). Soziale Elternschaft gestalten. [Mehr als Vater, Mutter, Kind.] *dji Impulse. Das Forschungsmagazin des Deutschen Jugendinstituts*, 4, 10–15.

Zur Person

Gesa Mayer, Dipl.-Soz., MHEd., wissenschaftliche Mitarbeit an der Technischen Universität Hamburg, Promotionsstudium an der Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: kritische Begehrens- und Beziehungssoziologie, Gender und Queer Studies.

E-Mail: gesa.mayer@posteo.de